



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Feste und Volkslieder in der Bretagne.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vergleich mit der Klinge ohne Griff. Wir wünschen die Klinge recht scharf und spiz, aber auch den Griff fest und handlich. Sp.

Feste und Volkslieder in der Bretagne.

Wenn es begründet ist, daß jedes Land seine Leute bildet, so gilt dies von der Natur und den Bewohnern der Bretagne ganz besonders. Die Natur dieser großen nordwestlichen Halbinsel Frankreichs ist düster und unfreundlich. Obwol kein eigentliches Bergland, hat sie doch vieles von dem magern, rauhen Charakter eines solchen. Zwischen nackten Gipfeln und Rämmen von Granit sind Schluchten und Risse eingesprengt. In den Buchten tosen die Wellen einer stürmischen See. Die Luft ist einen großen Theil des Jahres voll Nebel. Heftige Winde brausen im Frühjahr und Herbst über die vielen unangebauten, nur mit Haidekraut und Brombeerbüschen bewachsenen Striche des Landes, das nur in den Bodensenkungen reichlich Getreide und Obst hervorbringt.

Entsprechend dieser Natur ist der Bretagner ein ähnlicher Charakter wie der Güte und der Inselshotte. Neben einer schwermüthigen, zu düstem Brüten geneigten Seelenstimmung und ziemlicher Rohheit des Gebahrens geht eine lebhaft e Einbildungskraft und eine große Leidenschaftlichkeit her. Er ist ein kühner Seefahrer, ein tüchtiger Soldat, stolz, freigesinnt, vor allem aber ein Freund des Alten. Die Masse der Landleute lebt noch in tiefer Unwissenheit, in Aberglauben und urväterlichen Sitten hin. Manche von diese Sitten aber haben so viel Poetisches, daß sie wol der Mittheilung werth sind, und so gehen wir im Nachstehenden ein Bild der interessantesten.

In den ackerbautreibenden Districten der Bretagne geben die Reparaturen der Dreschtennen zu den fröhlichen Festen der Leur-neve Veranlassung. Die Frage: von welchem Hofbesitzer man in diesem Jahr eine Einladung dazu erwarten dürfe, wird monatelang erörtert; Kinder und Dienstboten werden ausgefragt; die Bettler legen sich auf Kundschaft, und kaum läßt einer der Hausväter beim Herannahen der Erntezeit die Andeutung fallen, „daß er sich den und den an die Gefälligkeit seiner lieben Nachbarn und Freunde wenden wolle“ — so fliegt die ersehnte Botschaft von Mund zu Mund, von Hof zu Hof.

Am bestimmten Tage hält jeder, der sich eines Gespanns erfreut, einen mit Thonerde oder Wassertonnen beladenen Karren in Bereitschaft. Wer weder Pferd noch Esel besitzt, begnügt sich mit der Ladung eines Schubkarrens, und gegen Mitternacht — es ist die Zeit der hellen Sommernächte — fahren alle so still als möglich in die Nähe der Tenne, der sie ihre Gaben darbringen wollen und suchen hinter Gebüsch und Hecken einen möglichst günstigen Platz zur Einfahrt zu gewinnen. Zu weit dürfen sie sich übrigens dem Ziele nicht nähern; denn wer von dem Roßbuben, der als Schildwacht am Thore steht, erkannt würde, müßte sich bequemen, die letzte Stelle in der Wagenreihe einzunehmen.

Inzwischen hat auch der Festgeber die nöthigen Vorbereitungen getroffen und die heilige Ordnung — die sich im Allgemeinen in der Bretagne keiner besondern Verehrung erfreut — ist dabei endlich einmal zur Geltung gekommen. Der Düngerhaufen könnte sich beinah in einem Hofe des Jura zeigen; das Holz, das überall zu finden war, nur nicht in dem dazu bestimmten Schuppen, ist jetzt darin zusammengeschichtet; kein Ackergeräth steht umher; keine alte Tonne, kein Wagenrad, keine Kette liegt im Wege, kein invalider Eimer, kein zerbrochnes Geschirr neben dem Brunnen; selbst der Schutthaufen, der von Unkraut überwuchert mitten im Hofe lag und, wie die Sage geht, von dem Brande herkam, der vor ein paar Menschenaltern eine der Scheuern zerstörte, selbst dieser würdige Schutthaufen, — der Lustgarten heranwachsender Generationen von Enten, Schweinen und Menschenkindern — ist verschwunden! Hätten die Einfahrenden nicht die tiefe Pfütze zu vermeiden, die sich vor der Hausthür ausdehnt und auf der andern Seite die alte Ulme am Brunnen zu schonen, so gäbe es diesmal nicht die geringste Geschicklichkeit zu beweisen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick; noch einmal werden Fuhrwerk und Geschirr genau besichtigt, dann nimmt jeder seinen Platz auf dem Wagen oder hinter dem Schubkarren ein. Jetzt tönt der erste Schlag der Mitternachtstunde durch die Stille, und in demselben Augenblicke bricht die ganze Schar aus dem Versteck hervor. Die Erde dröhnt und die Lüfte wiederhallen; es ist ein Rasseln, Stampfen, Peitschenknallen und Schreien, als ob die wilde Jagd daherbrause. Selbst an Flüchen fehlt es nicht, wenn in der tollen Eile zwei Wagen zusammenfahren, hier ein Rad zerbricht oder dort ein Pferd zu Boden stürzt. Dazu wird es in den Ställen der Nachbarschaft lebendig: Kühe brüllen, Schafe blöken, Hühner gackern, und alle Hunde des Dorfes vereinigen sich zu einem wüthenden Gebell.

Unbeirrt von diesem Höllenlärm stürmen Rosse und Wagenlenker ans Ziel. Der Wettkampf ist gar bald entschieden; das Beifallsgeschrei der Hofbewohner begrüßt den Glücklichen, der zuerst mit seiner Ladung in die Tenne

einfährt, und die Tochter des Hauses überreicht ihm die bunten seidnen Bänder, die der Preis seines Sieges sind.

Die Karren werden nun der Reihe nach aufgestellt, die Pferde dürfen einstweilen im Grasgarten fouragiren, und die Männer gehen ins Haus, um bis zum Anbruch des Tages zu schwagen und zu trinken.

Sobald es hell wird, kehren alle in die Tenne zurück, die Erde wird abgeladen und gleichmäßig ausgebreitet; dann werden die Wassertonnen darüber ausgegossen und in dem lieblichen Gemisch, das daraus entsteht, treibt man Pferde im Kreise umher, bis die Masse gehörig durchknetet ist. Darauf bedankt sich der Hausherr; die Hausfrau schenkt noch einen Abschiedstrunk ein, die Nachbarn verabschieden sich, um noch bei Zeiten an die Arbeit zu gehen, und damit ist der erste Act vorüber.

Das Hauptvergnügen und die Hauptarbeit finden jedoch erst acht Tage später statt. Es gilt nämlich, die neue Tenne, die inzwischen ausgetrocknet und nothdürftig planirt ist, vollends glatt zu tanzen; darum strömt aus der ganzen Umgegend alles was Füße hat herbei, um zu diesem guten Werke behilflich zu sein; wer nicht mehr tanzen kann, kommt, um zu singen, und wer sich auch darauf nicht versteht, hat gewiß die Absicht, im Lachen und Trinken das Mögliche zu leisten.

Im Hause des Festgebers ist alles zur Bewirthung einer zahlreichen Gesellschaft hergerichtet: im Baumgarten sind Bänke und Tische für die „Alten“ aufgestellt; die Tenne ist durch Laubgewinde und weiße Tücher in einen Tanzsaal verwandelt; am Eingange derselben stehen drei oder vier leere Wassertonnen als Sitz für die Musikanten bereit, und vorn im Holzschuppen ist eine Art von Büffet etablirt, das den Augen der Gäste, die sich gleich nach dem Mittagessen versammeln, eine herzerfreuende Reihe von Ciderfässern und Brauntweinfässchen, Körbe voll Kuchen, so wie große Packete Rauch- und Raubtabak zeigt.

Mit den ersten Gästen haben sich auch die Musikanten eingestellt, und sobald die Gesellschaft einigermaßen vollzählig ist, stimmen Dudelsack, Bombarde und Tambourin eine einfache Tanzmelodie an. Die jungen Mädchen eilen in die Tenne, und es beginnt einer der Rundtänze, die sich wahrscheinlich noch aus der Druidenzeit herschreiben. Einige der Tänzerinnen haben Körbe voll Blumen, andere Krüge voll Milch auf dem Kopfe; sie reichen sich die Hände und gehen, von der ältesten Tochter des Hauses geführt, langsam, bald im Kreise, bald in Schlangenwindungen umher. Zuweilen löst sich die Kette; sie erheben die Arme, berühren das Gefäß, das sie auf dem Kopfe tragen, beugen sich herüber und hinüber, stehen dann eine Weile unbeweglich und kehren endlich zu den ersten Tanzfiguren zurück.

Diese „Ronde“ wird mit der höchsten Ernsthaftigkeit mehr gegangen als

getanzt, und es ist, als sollte sie kein Ende nehmen. Allein endlich werden die Burschen des Zusehens müde; sie geben den Musikanten ein Zeichen, das Orchester fällt in eine lebhaftere Weise ein, die Tänzer dringen in den Kreis der Mädchen, und gleich darauf sieht man sie paarweise bemüht, die Aufgabe des Tages zu erfüllen.

Während die Jugend tanzt, sitzen die Alten unter den Bäumen, trinken, rauchen — auch ältere Frauen verschmähen die Pfeife nicht — besprechen Geschäfte oder Familienangelegenheiten; und wer einen Käufer für Rind oder Pferd braucht, wer einen Diensthoten sucht, oder den Sohn zu verheirathen wünscht, zieht einen der Bettler zu Rathe, die sich zum Feste eingefunden haben. Der Bettler, den man nicht mit Unrecht „die wandernde Chronik des Landes“ zu nennen pflegt, weiß am besten in allen Ställen, Haushaltungen und Herzen Bescheid, ein Umstand, der gewiß nicht wenig dazu beiträgt, ihm die bevorzugte Stellung zu sichern, die er in der Bretagne einnimmt.

Stunden vergehen; das Antlitz der Trinkenden fängt schon an sich zu röthen; die Unterhaltungen werden lauter; hier und da wird ein Lied gesungen — aber jetzt hört man von der Tenne her einen Marsch erschallen; Gespräch und Gesang verstummen und alles steht auf, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich durch den Baumgarten nach dem Ager begibt, wo die Ringkämpfe stattfinden sollen.

Voran gehen die Musikanten; dann kommt der Sohn des Hauses, der die Stange mit den Preisen trägt. Auf ihrer Spitze prangt ein mit Blumen und Rauschgold verzierter Hut, der eine Menge bunter Seidenbänder, wollne Schürzen, Pfeifen, Messer und andere Kleinigkeiten beschattet, die rings um die Stange befestigt sind. Die Männer, Burschen und Knaben, die am Wettkampfe Theil nehmen wollen, gehen paarweise hindreid; sie haben Oberkleider, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, das lange Haar am Hinterkopfe zusammengebunden, die Hemdärmel in die Höhe gestreift und ihre herausfordernde Haltung, ihre leuchtenden Augen verrathen, daß es nur einer Veranlassung bedarf, um die Kampflust zu wecken, die von jeher das Erbtheil der Bretagner gewesen ist.

Auf dem Ager ist der Kampfplatz durch Pfähle und Stricke bereits abgegrenzt; außer den „Ringern“ dürfen nur die Kampfrichter — fünf oder sechs der erfahrensten Alten — in die Umzäunung eintreten. Für die Respectpersonen werden außerhalb derselben ein paar Bänke aufgestellt; die jungen Mädchen klettern auf die nächsten Bäume des Obstgartens, und die übrigen Zuschauer suchen sich mit kräftigen Ellenbogenstößen einen Platz zu sichern. Die Eingänge der Arena werden jedoch respectirt, denn an jedem derselben ist ein Bursche mit verbundenen Augen als Schildwache aufgestellt: der eine mit einer ungeheuern Peitsche bewaffnet, die er nach allen Seiten knallen läßt;

der andere mit einer schwarzen Pfanne in den Händen, die jedem ein Merkmal aufdrückt, der sich dem verbotnen Durchgange zudrängt.

Sobald die Stange mit den Preisen in der Mitte des Kampfplatzes aufgerichtet ist, geben die Alten das Zeichen zum Anfang.

Sogleich tritt einer der Hauptkämpfer vor, bemächtigt sich des Preises, um den er kämpfen will — nur den Hut darf er jetzt noch nicht einlegen — und schreitet, indem er ihn in die Höhe hält, rings um den Platz; treten mehre vor, um ihm das Erwählte streitig zu machen, so entscheidet das Loos.

Die Kampfrichter geben ein zweites Zeichen; die Kämpfenden treten sich gegenüber und schütteln sich die Hand, dann bekreuzen sie sich, und kaum haben die Alten zum dritten Mal in die Hände geklatscht, so beginnt das Ringen. Die nervigen Arme umschlingen den Gegner und suchen ihn vom Boden aufzuheben, während sich die Füße feststemmen, als ob sie in der Erde eingewurzelt wären.

Alles lauscht in athemloser Spannung; deutlich hört man das Keuchen der Ringenden. Jetzt wird der Eine etwas emporgehoben — aber es ist nur ein Moment, dann steht er wieder sicher auf den Füßen, während er den Andern mit gewaltigem Ruck zum Wanken bringt. Bald versuchen sie, sich gegenseitig ein Bein zu unterschlagen, bald beugen sie sich nach dieser, bald nach jener Seite; dann stehen sie wieder unbeweglich, Brust an Brust gedrückt, mit flammendem Gesicht und glühendem Auge, um sich gleich darauf mit verdoppelter Wuth herüber- und hinüberzuzerren. Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn; Schaum tritt auf die Lippen, das Keuchen ist ein lautes Schnauben geworden, während der Zuschauerkreis in Erwartung gleichsam versteinert ist. Aber plötzlich erhebt sich ein hundertstimmiges Geschrei. Von einer blischnellen Wendung des Gegners überrascht, liegt endlich einer der Kämpfer am Boden; die Kampfrichter eilen herbei, und indeß der Älteste unter ihnen die Hand des Siegers erfaßt und seinen Namen ausruft, der von allen Anwesenden jubelnd wiederholt wird, heben andere den Besiegten vom Boden auf. Der Sieger gibt ihm die Hand und beide treten in den Kreis der Zuschauer zurück, bis ein neuer Preis den Einen oder Andern zu neuen Versuchen lockt. Ist die Stange endlich ihrer besten Gaben beraubt, so kämpfen zuletzt noch die beiden Ringer, die im Laufe des Spieles die meisten Gegner überwunden haben, um den Hut, die Krone des Tages. Der Glückliche, der diesen Hauptgewinn davonträgt, wird mit Musik nach dem Büffet geführt, wo er aus den Händen des Festgebers einen Ehrentrunk erhält. Dann kehren die Tanzlustigen in die Tenne zurück, um bis zum Einbruch der Dunkelheit, die dem Fest ein Ende macht, noch ein paar Rundtänze oder Jabadaos auszuführen. Die Alten setzen sich wieder an die Tische und erzählen sich beim Ciderkrüge von den Gegnern, die sie einst besiegt und von den Preisen,

die sie einst erobert haben. „Ja so wie damals,“ seufzen sie im Chore, „versteht heutzutage niemand mehr zu kämpfen; die gute alte Zeit ist dahin und kommt niemals wieder!“

Die Kleingläubigen! Sie sollten nur die Mütter fragen oder die kleinen Mädchen, die auf dem Anger geblieben sind, um zuzusehen, wie ihre zehn- bis zwölfjährigen Lieblinge um die letzten Schätze der Preisstange ringen. Sie würden hören, daß die Bretagne, seit Gott der Herr sie erschaffen hat, nie bessere Helden heranwachsen sah, als diese muntern Burschen sind, die hier ihre ersten Lorbeern verdienen.

Unter den Heiligen, welche sich der Bretagne besonders gnadenreich erweisen, steht St. Anne in der vordersten Reihe und unter den zahlreichen Kirchen und Kapellen, die ihr geweiht sind, ist kaum eine so wunderreich, wie das Kirchlein von Alloadek.

Darum sind die Gnadentage dieser Gemeinde besonders berühmt; wochenlang werden auf Meilen in der Runde Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Alloadek getroffen. Die Hausväter müssen für neue Schürzen, Tücher und Capuchons mehr Geld ausgeben als ihnen lieb ist; der Schneider wandert von Hof zu Hof, um die Festtagskleider seiner Kunden in Stand zu setzen; auf den Waschplätzen und Bleichen herrscht ungewöhnliche Thätigkeit, und wenn die Jugend hauptsächlich an die Lustbarkeiten der Festtage denkt, hofft der Schuldbewußte Vergebung seiner Sünden zu finden, und die Mühseligen und Beladenen tragen ihre Leiden mit neuem Muthe, weil sie wissen, daß St. Anne sie davon befreien kann, sobald sie will.

Endlich geht die Sonne des 20. September, des Vortages der St. Annenfeier, über der harrenden Menschheit auf. In Alloadek ist von Tagesanbruch an alles geschäftig. Während die Frauen das Haus kehren, die großen Bett-schränke bohnen, die Kupfergeschirre putzen oder die schreienden Kinder der ungewohnten Procedur einer gründlichen Reinigung unterwerfen, haben die Männer mit den Zelten und Laubhütten zu thun, die zur Aufnahme der Pilgerscharen auf dem Anger am Ausgang des Dorfes errichtet werden. Die jungen Burschen schlagen Pfähle ein, um den Platz zum Ringkampf abzugrenzen, und ein paar tollkühne Vuben probiren — auf Gefahr ihrer Hosens und Hände — ob der Kletterbaum glatt ist.

Während diese Vorbereitungen im vollen Gange sind, kommen nach und nach die geladenen Gäste, Verwandte, Gevattern und Freunde aus den benachbarten Ortschaften herbei. Man schüttelt sich die Hände; den Männern wird in Cider oder Branntwein Willkommen zugetrunken, Frauen und Kinder laben sich an dem dampfenden Krampouez — hartem Kuchen von Weizenmehl — die in jedem Hause auf dem festlich gedeckten Tische stehen, und Alt und Jung erfreut sich an den Düften, die aus großen Kesseln oder Pfannen aufsteigend

Specksuppe, Buchweizenbrei oder wol gar einen Schweinebraten errathen lassen.

Heute kann man übrigens nur wenig Zeit auf die Freuden des Mahles verwenden. Die Männer verlangen danach, Ställe, Scheunen und Obstgärten zu besichtigen; die Frauen haben noch dies und jenes für Verschönerung des Hauses zu thun. Burschen und Mädchen sind mit dem Bekränzen der Kirche oder dem Ausputz der Stationsaltäre beschäftigt, und die Kinder müssen zusehen, wie der Schenkwrith, der Tabulettkrämer, die Kuchenverkäuferin ihren Stand auf dem Anger einrichten, müssen den Wunderdoctor mit Jubelgeschrei begrüßen, wenn er auf seinem teppichbehangnen Karren einzieht, oder müssen dem Vater Réry, dem beliebtesten Sänger und Erzähler der Umgegend, entgegenlaufen, sobald seine hohe Gestalt in der Ferne sichtbar wird.

Bis zum Angelus muß alles in Ordnung sein, darum beeilt sich jeder so viel er kann, und hoffentlich wird es St. Anne vergeblich, daß der Küster mit dem Läuten zögert, bis die letzte Guirlande über dem Portal der Kirche befestigt ist. Jetzt ist es geschehen; in demselben Augenblicke stimmt die große Glocke ihre Festgeläut an, die beiden kleinern Glocken fallen harmonisch ein — und jeder entblößt das Haupt, wo er geht und steht, bekreuzt sich und spricht sein Gebet; dann eilt alles dem Gotteshause zu, um der Patronin des Dorfes zur Unterstützung der Herzenswünsche eine Gabe zu Füßen zu legen oder ihr ein Dank- oder Sühnopfer zu bringen. Aber für den Augenblick darf nur die Gwenola, des Pfarrers alte Magd, die Schwelle überschreiten. Mit einem neuen Besen in der Hand kommt sie feierlich vom Pfarrhause her, geht mit gesenkten Blicken, ohne zu grüßen, geradeswegs in die Kirche hinein, und beginnt, nachdem sie sich selbst sowol wie die Birkenreifer reichlich mit Weihwasser besprengt hat, das Heiligthum noch einmal auszufehren. Sorgfältig sammelt sie dann den Staub in ihrer weißen Schürze, trägt ihn auf den Gottesacker und streut ihn nach den vier Himmelsgegenden aus, während die Anwesenden ein Ave Maria sprechen. Die Winde werden den heiligen Staub über Felder, Moor und Haide nach dem Meere tragen, und seine Kraft wird die Bewohner der Inseln, die morgen zum Feste kommen, vor Schaden bewahren.

Sobald diese Ceremonie vorüber ist, drängt sich die Menge in die Kirchenthür, und jeder sucht für seine Gabe einen möglichst in die Augen fallenden Platz. Die Reichen, die ganze Säcke voll Korn oder Schafwolle darbringen können, haben freilich nichts zu fürchten, aber wie soll sich St. Anne unter dieser Menge kleiner Flachs- und Garnbündel, diesen Butter- und Honigtöpfchen, diesen Eiern, Nüssen und Wachskerzen zurechtfinden? — Jeder legt der Heiligen seine Bitten und Gelübde noch einmal ans Herz, dann wird es leer in der Kirche und still auf dem Gottesacker. Alles strömt dem Anger zu, wo das ländliche Orchester, das aus ein paar klangvollen Binions, einer Bom-

barde und einem Tambourin besteht, zum Tanze einladet; wo Bänke für die Alten bereit stehen, und wo sich beim Ciderkrug und der Tabatspfeife gar behaglich schwagen läßt.

Das wahre Fest beginnt indessen erst am folgenden Morgen. Glockengeläut begrüßt den schönen Tag; die Einwohner von Alloadek eilen zur Frühmette in die Kirche, und kaum ist drinnen der letzte Orgelton verhallt, so lassen sich von fern die Gesänge der Wallfahrer hören.

Von allen Seiten strömen die Pilger herbei; über die Haide, durch den Wald, vom Strande herauf kommen sie in langen Scharen gezogen. Voran geht der Geistliche jeder Gemeinde, von Chorknaben begleitet, die Weihrauchbecken und Crucifix tragen; die buntseidnen Kirchenfahnen flattern im Morgenwinde, die bunten Gewänder der Wallfahrer schimmern im Sonnenschein, die Augen leuchten in Hoffnung und Freude — St. Anne schenkt auch dem Aermsten, Traurigsten ein paar gute Stunden.

Sobald die Wallfahrer den Kirchturm von Alloadek erblicken, machen sie Halt; die Männer entblößen das Haupt, alles kniet nieder und spricht ein Gebet, dann geht es singend dem Ziel entgegen. Inzwischen hat aber auch der Wächter auf dem Thurme die Kommenden gesehen; er gibt ein Zeichen, die Glocken läuten zum Willkommen und der Geistliche von Alloadek zieht den Pilgern an der Spitze der Chorknaben und Schulkinder entgegen, denen sich der größte Theil der Gemeinde aus freien Stücken anschließt.

Stunden vergehen, bis die Empfangsfeierlichkeiten vorüber sind. Den Zuleztkommenden bleibt kaum Zeit, sich vor der Messe durch ein Frühstück zu stärken. Aber selbst Hunger und Ermüdung vermögen nicht die Andacht zu stören; denn in der Bretagne wohnt noch ein glaubensstarkes Geschlecht, das sich aus Leiden und Entbehrungen eine Staffel in den Himmel baut.

Nach der großen Messe, die von der gesammten anwesenden Geistlichkeit aufs feierlichste begangen wird, treten ein paar Stunden der Ruhe ein, der äußern Ruhe wenigstens, denn die Herzen schlagen erwartungsvoll, halb freudig, halb zaghaft der Procession, dem wichtigsten Acte des Festes entgegen. Zur Vesper strömt alles wieder in die Kirche, aber das Gotteshaus vermag die Schar der Andächtigen nicht zu fassen. Im Mittelwege des Kirchhofes und zwischen den Gräbern knien sie nieder; aus der weit geöffneten Kirchenthür ziehen die Weihrauchdüfte über ihre Häupter, sie hören den Gesang des Priesters, das Glöckchen des Ministranten, und wenn sie von Schuld oder Schmerz gebeugt, die heiße Stirn zu Boden senken, trocknet ihnen der Wind, der über die Gräser des Todtenfeldes streicht, die Thränen von den Wangen — es ist St. Annes Hauch, der Trost und Ermuthigung bringt.

Sobald die Vesper zu Ende ist, verkündigt das Geläute der Kirchenglocken den Beginn des Rundgangs. Die Orgel rauscht, die Geistlichen stimmen das

Bußlied an, und die Procession setzt sich in Bewegung. Voran gehen Chorknaben um ein großes, mit weißen und purpurnen Bändern verziertes Crucifix geschart. Dann kommen die beiden prächtigen Fahnen von Alloadel, die eine himmelblau, mit dem Bilde des Lammes, das die Sünden der Welt trägt; die andere weiß, mit dem blutenden Herzen Mariä. Von ihren rauschenden Falten beschattet schreitet der Pfarrer der Gemeinde in seinem schönsten rothen Messgewande und der Stola von Silberbrokat; er trägt das Allerheiligste in reich vergoldeter Monstranz. So oft er stehen bleibt und sie erhebt, stürzt alles zu Boden, bekreuzt sich und schlägt an Brust und Stirn, während das Glöckchen klingelt und die geschwungenen Rauchfässer dicke Weihrauchwolken ausströmen. Dem Pfarrer folgen die Schulkinder, paarweise nach der Größe geordnet. Sie streuen Lannenzweige, wilden Thymian und Lavendel auf den Weg, hin und wieder schweigt der Chor der Erwachsenen, und ihre hellen, scharfen Stimmen singen ein paar Strophen der Vitanei zu Ehren der heiligen Anne, die von Jungfrauen getragen dicht hinter ihnen erscheint.

St. Anne, eine zierliche Holzfigur von der Größe eines siebenjährigen Kindes, ist aufs prächtigste geschmückt: wie sichs gebührt trägt sie den Anzug einer bretagnischen Braut, aber alles ist von den schönsten Stoffen gefertigt. Der faltenreiche rothe Rock ist von schwerem Seidenzeuge, das gleichfarbige Nieder von Sammet. An einem schwarzen Sammetbande trägt sie ein goldenes, mit Rubinen und Smaragden verziertes Kreuz um den Hals, ihr Tuch ist mit goldenen und silbernen Blumen gestickt; auf der Haube mit lang herabhängenden Barben glänzt ein Silber Spiegel am andern; die blauen Strümpfe sind mit silbernen Zwickeln, die kleinen schwarzen Schuhe mit silbernen Schnallen verziert, und vom Ellenbogen an, wo die weißen mit Spizen besetzten Aermel aufhören, bis zum Handgelenk, sind die Arme der Himmlischen mit feinen Silberfäden dicht umwickelt — hat sie doch Theil an den unermesslichen Schätzen des Himmels!*)

Aber nicht lange ist es den Zuschauern vergönnt, sich am Anblick dieser Herrlichkeit zu weiden; der Zug geht weiter, schon kommen die Reliquien schreine; hier der große, der die Gebeine der heiligen Anne umschließt; dort der kleinere, der ein Stück ihres Mantels enthält. Die Frauen von Alloadel folgen, in dunkle Kapuzenmäntel vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt, — dann kommen die Männer, barhaupt, mit langherabhängenden Haaren, den breitkrämpigen Hut unter dem Arme, den Rosenkranz in der Hand; in langen braunen oder dunkelblauen Röcken mit silbernen Knöpfen, bunten Westen,

*) Die Silberborten, womit sich bretagnische Bräute die Arme schmücken, sind ein Zeichen ihres Reichthums, denn für jedes Tausend Franken, das sie in die Brautlade bekommen, wird eine solche Tresse angelegt.

weiten Pluderhosen, die bis an die Knie reichen, mit dunkeln Gamaschen und blank gewichsten Schuhen. Hin und wieder zeigen sich aber auch Gestalten in vielfarbig zusammengestückten Kleidern, barfuß oder mit zerbrochenen Holzschuhen an den Füßen, auf Stock oder Krücke gestützt, inmitten der gepuzten Schar — es sind die „Lieblinge Gottes“, die Armen, die sich in der Bretagne großer Achtung und Liebe erfreuen. In gleicher Ordnung wie die Bewohner von Alloadek schließen sich die Wallfahrer der übrigen Gemeinden an. Voran geht immer die Geistlichkeit mit Kirchenfahne und Crucifix; dann kommen die Kinder, die Frauen und schließlich die Männer. Hier glänzen die blauen, roth umränderten Röcke der Strandbewohnerinnen im Sonnenschein; dort gehen die schwarz gekleideten Frauen von Guerin vorüber; weiterhin erkennt man die Mädchen aus den Bergen an ihren bunten Tüchern und aufgesteckten Mützenbarben. Jene trozig einherschreitenden Männer in Segeltuchhosen und schwarzen Schifferjacken sind die Fischer von der Insel Sein; dort, die bunten Schärpen und Halstücher, gehören den reichen Bauerhöfchen aus Nieder-Cornouaille, und die unheimlichen Gestalten am Ende des Zuges, die in lange Todtenhemden gehüllt, mit brennenden Kerzen in den Händen, barfuß, mit gesenktem Kopfe vorüberziehen, sind die Matrosen der Ennora, die St. Annens Schutz ihre Rettung verdanken und gekommen sind, das Gelübde zu erfüllen, das sie der wunderreichen Schutzpatronin von Alloadek in ihrer Todesnoth dargebracht haben.

Rings um den Kirchhof bewegt sich die Procession; jeder, der hier noch kommt, reiht sich dem Zuge ein, wo die Fahne seines Kirchspiels weht, dann geht es weiter, immer mit Gesang und Glockenklang — um das Dorf, durch die Felder, den Waldessaum entlang und über die Haide, bis zu der sogenannten Hirtenquelle. Die Trümmer eines Dolmen liegen daneben; Blumen, ein paar Heiligenbilder und ein Crucifix haben den Heidenstein in einen christlichen Altar verwandelt. Der Priester segnet die Quelle, den Stein und die Haide — nun können die Herden ohne Schaden diese Kräuter abweiden, von diesem Wasser trinken, und kein böser Geist wird den Hirten erschrecken, der auf St. Anne vertrauend sein Lager hier aufschlägt.

Der Zug kehrt ins Dorf zurück; an den verschiedenen Stationsaltären wird Halt gemacht, um für die Kranken und Unmündigen zu beten, die am Rundgange nicht Theil nehmen konnten; dann gehts zur Kirche. Noch einmal wird St. Anne im gemeinschaftlichen Gebet angerufen, endlich spricht der Priester über die kniende Menge den Segen aus, und mit den verhallenden Orgeltönen und Glockenklängen steigt ein tausendstimmiges, frohlockendes Amen zum glänzenden Abendhimmel auf. St. Anne hat den Sündern vergeben, und hat die Bitten der Leidenden gehört; sie wird sich der Kranken erbarmen,

wird den Sterbenden in ihrer letzten schweren Stunde beistehen und die Männer, die draußen auf dem Meere sind, vor Schaden behüten.

Die Menge zerstreut sich; die Feier des Tages ist zu Ende; aber die Stimmung der Meisten ist zu ernst, als daß sie sich den Alltäglichkeiten des Lebens zuwenden könnten. In der Kirche, an Gräbern und Stationsaltären, um die Heiligenbilder in den Häusern sieht man Gruppen von Betenden geschart; wenn die Männer auch hier und da wieder anfangen von Geschäften, Streitigkeiten oder Ernteaussichten zu reden, geschieht es leise, gleichsam verstoßen — der Tag gehört St. Anne, und bis das letzte Feuer auf den Bergen verglommen ist, tönen die Gesänge, die ihr zu Ehren von Chören junger Burschen und Mädchen gesungen werden, durch die stille Nacht.

Der dritte Tag dagegen gehört ganz der weltlichen Lust. Am frühen Morgen schon beginnt ein munteres Jahrmartztreiben: Puß und Kochgeschirr, Gewaaren und Rosenkränze, Hausrath und Sämereien, alles ist auf dem Anger zu haben.

Da ist ein Wagen voll bunter Tücher, Schürzen, Westenzeuge und anderer Herrlichkeiten. Der Verkäufer steht auf der Deichsel und hält ein Tuch in die Höhe. — „Echte baumwollne Foulards, meine lieben Nachbarn und Freunde!“ ruft er mit Stentorstimme und sein Accent verräth, daß er ein Handelsmann aus der Normandie ist; „die prächtigsten Farben, die neuesten Muster und alles spottbillig, 36 Sous das Stück, halb geschenkt, meine Freunde!“ Dabei schwenkt er das Tuch um den Kopf, daß die rothen und gelben Blumen weit hinaus leuchten. „Niemand bietet?“ fährt er nach einer Pause fort; „wollt Ihr denn, daß ich mich ganz zu Grunde richte? Allons, schöne junge Frau, nehmt das Tuch; das erste Geld aus Eurer Hand wird mir Glück bringen. Ihr wollt nicht? 35 Sous denn, meine Schöne; 34 bis 32 Sous . . .“

— 30 Sous!“ ruft eine schüchterne Stimme aus dem Gedränge, aber das scharfe Auge des Kaufmanns hat die Bietende entdeckt; er ballt das Tuch zu einem Knäuel zusammen und wirft es ihr zu, und während sein Gehilfe, ein geschmeidiger Bursche von 18—20 Jahren durch die Menge schlüpft um das Geld einzukassiren, hat der Mann auf der Deichsel bereits wieder einen andern Gegenstand ergriffen, den er mit demselben Aufwande von Beredsamkeit feilbietet. Es scheint auch, als wäre ihm das erste Geld aus glückbringender Hand zugekommen, denn immer schneller folgen die Gebote, immer häufiger schleudert er seine Waare hierhin und dorthin, und kaum vermag der Gehilfe den Anforderungen seines Amtes zu genügen.

Nach einer Weile stellt sich jedoch ein gefährlicher Nebenbuhler ein; der Wunderdoctor ist's, der erst unter Pauken- und Trompetenschall rund um den Anger fährt, dann in der Nähe des Krämers stillhält und sich bemüht, die

Menge, die diesen umringt, zu seinen Schätzen herüberzulocken. Hier sind Mittel gegen jedes Uebel, von dem ein Christ jemals gehört hat: Mittel gegen Fieber und Gicht, gegen Zahnschmerz und Leberleiden, gegen bleiche Wangen und trübe Augen, gegen Alpdruck und böse Träume, aber auch Mittel gegen die Untreue des Geliebten und die Klatscherei der Nebenbuhlerinnen.

— „Benutzt die Gelegenheit! kauft ein, kauft ein!“ schreit der Wunderdoctor und schüttelt die Allongenperücke, daß der Puder in Wolken umherstäubt. „50 Centimes, Ihr Männer, und Ihr seid alle Krankheiten los; 50 Centimes, Ihr guten Frauen — und Euern Kindern thut nie ein Finger weh.“

— „Echte baumwollne Foulards!“ schreit der Krämer dazwischen und läßt seine bunten Tücher im Winde flattern; aber der Doctor erhebt ein Glas mit grünlich schillerndem Inhalt.

— „Zerriebene Drachenaugen, 50 Centimes die Dosis, schützen vor jedem Zauber!“ Dem Köder vermögen nur wenige zu widerstehen; in kurzer Zeit ist das Glas geleert, und der Krämer ist eben bemüht den „Marktschreier“, den „Spizbuben“ in den tiefsten Abgrund der Hölle zu verwünschen, als das Schicksal einen Rächer sendet.

Es ist nur ein kleiner verwachsener Mensch, der seinen Kram in einem an breitem Lederriemen befestigten Kasten trägt, aber sobald er sein eintöniges: „Notre-Dame de Faouët!“ erschallen läßt, drängt sich alles um ihn her. Schon durch seine Mißgestalt gehört der Kleine zu den Lieblingen Gottes; außerdem ist es aber bekannt, daß er fastet und sich kasteit wie ein Mönch, und daß er jährlich zweimal nach Faouët wallfahrtet, wo die Rosenkränze, Heiligenbilder, Kreuze und Herzchen, die er verkauft, gesegnet werden. Vor diesen Reliquien müssen Drachenaugen, Eulensett und wie die wunderbaren Arcana des Doctors im rothen Nocke sonst noch heißen mögen, die Segel streichen, und der Kaufmann aus der Normandie fühlt sich getröstet, denn „getheilte Schmerz ist halber Schmerz.“

Inzwischen wird auch für die Anforderungen des Magens gesorgt. Der Wirth von Alloadef schenkt Cider und Branntwein aus; die Mutter Linark kocht ungeheure Kessel voll Buchweizenbrei und Specksuppe, ihre Töchter backen unaufhörlich Krampouez, die mit frischer Butter bestrichen und so warm als möglich verspeist werden; Tische voll Kuchen und Obst, Wurstbuden und Fischtonnen reizen den Appetit, und mit doppeltem Eifer wendet sich der Gesättigte den Freuden des Tages zu.

Hier ist ein Roulett etablirt, wo Pfeifen, Bänder, Messer, Stahlfetten und die beliebten Silberkreuze an schwarzem Sammetbände, der unentbehrliche Halschmuck bretagnischer Schönen, zu gewinnen sind. Dort wird ein behändertes Schaf — die Festgabe der reichen Bauern von Alloadef — in die

Arena geführt und die berühmtesten Ringkämpfer aller benachbarten Ortschaften treten vor, um sich diesen köstlichen Preis streitig zu machen. Das Orchester beginnt zum Tanz aufzuspielen. Vater Kéry erzählt seine alten Geschichten. In einem verborgenen Winkel sitzt Voiza, die Bettlerin von St. Bléry, ein Weib, das „klüger ist, als mancher Pfarrer“. Für wenige Sous lüftet sie den Schleier der Zukunft, deutet Träume und gibt Kunde: „ob der Entfernte treu ist“, oder „ob der Sohn, der Gatte, der Bruder von der Seereise glücklich heimkehren werden.“

Der Tag vergeht; die entfernter wohnenden Gemeinden rüsten sich zum Aufbruch, und auch die Zurückbleibenden werden nach und nach des Lärmens und Treibens müde. Jetzt ist die Stunde des Sängers gekommen. Vater Kéry hat sich auf eines der Fäßchen gesetzt, die neben dem Feuer der alten Linaïf liegen, hat die dreisaitige Rebec gestimmt, und kaum hat ihr sein Bogen die ersten zitternden Töne entlockt, so ist er schon von einem dichten Zuhörerkreise umgeben. — „Nun, meine Kinder, was soll ich singen?“ fragt der Alte, der mit leuchtenden Augen umherschaut. — Genofésa von Rustéfan! ruft ein junges Mädchen.

„Traurig ist Azénorik die Bleiche“ stimmt eine andere an. Der kleine Schneider verlangt die graufige Geschichte von der „Braut in der Hölle“ zu hören; ein paar andere Burschen stimmen für die Belagerung von Gwengamp oder den Carneval von Rospodren.

Vater Kéry's Rebec ist jedoch ein eigensinniges Ding; anfangs läßt sie nur eine Menge verwirrter Töne hören, und als sie endlich einen ordentlichen Gesang beginnt, ist keine der verlangten Melodien. Aber eine bekannte Weise ist's, die jeder schon gesungen oder doch gehört hat — das Nationallied der Bretagner nämlich und auf die erste Strophe, die Vater Kéry singt:

Der Herr Lorgnez und der Herr Lez-Breiz,*)
Zum blutigen Kampfe rüsten sie sich.

antwortet ein hundertstimmiger Chor:

Mag Gott dem Bretagner Sieg verleihn
Und gute Kunde dem ganzen Land!

Dann ist aber alles wieder still und lauscht auf die Schilderung: wie sich Lez-Breiz zum Kampfe rüstet; wie er den jungen Schildknappen ermahnt, um seiner Mutter willen zurückzubleiben, wie dieser aber fest erwidert:

*) Dies Lied, das aus dem XIII. oder XIV. Jahrh. stammen mag, feiert immer den populärsten bretagnischen Helden. Sein Name, so wie der seines Widersachers sind allegorisch. Lez-Breiz bedeutet: Stütze die Bretagne, Lorgnez heißt Ausfag. Das Original ist in de la Villemarqués verdienstvoller Sammlung: Barzas-Breiz enthalten.

„Ich fürchte mich vor den Franzosen nicht,
Stark ist mein Herz und mein Stahl ist scharf.
Und thät es manch Andern noch so weh,
Wohin Ihr zieht, ich ziehe mit Euch.“

Der Ritter macht sich nun auf den Weg:

Und als er kommt vor St. Annas Thür

Zur Kirche tritt er sogleich hinein.

— „Gefegnet seid, Frau St. Anne gut,

Wir haben uns lange nicht gesehn.

War damals kaum zwanzig Jahre alt,

Und kam erst aus dem zwanzigsten Kampf.

Gewann alle zwanzig durch Eure Huld,

Drum Preis und Dank St. Anne gut.

Führt Ihr mich auch heute gesund nach Haus,

So, Mutter Anne, gelob ich Euch:

Vom reinsten Wachs eine Kerzenschnur,

Die dreimal Eure Mauer umkreist.

Die Kirche dreimal, dreimal den Thurm,

Und dreimal den Friedhof, so weit er reicht.“

„So geh denn zum Kampf, mein Ritter Lez-Breiz,

Auch ich, St. Anne will mit dir ziehn.“

Auf den Schutz der Himmlischen vertrauend verschmäht Lez-Breiz die gewöhnlichen Hilfsmittel irdischer Streiter.

Ein weißer Esel, des Ritters Gaul,

Des Thieres Bügel ein hänsfener Strick;

Ein einzger Schildknappe folgt ihm nach,

Muß wohl ein gewaltiger Necke sein!

Desto besser hat sich Ritter Vorgnez gerüstet. Der kleine Schildknappe sagt:

„Zehn Männer zähl ich, und noch mal zehn,

Und abermals zehn, die Schar ist groß.“

Aber Lez-Breiz erwiedert:

„Du magst sie zählen zum zweiten Mal

Sobald sie gekostet mein scharfes Schwert.“

Gleich darauf stehen sich die Feinde gegenüber, und Ritter Vorgnez verkündet, daß er im Auftrage des Königs von Frankreich kommt, um Lez-Breiz zu erschlagen. Lez-Breiz verhöhnt ihn.

„Geh nach Paris, da gehörst Du hin

Mit goldnem Kleid ins Gemach der Frau.

Geh hin, sonst mach ich Dich kalt wie Stein,

Sonst mach ich Dein Blut wie Eisen kalt!“

Vorgnez zahlt ihm mit gleicher Münze heim:

„O Ritter Lez-Breiz vertrauet mir,
An welcher Hecke kamt Ihr zur Welt?
Der letzte meiner Knechte ist gut,
Daß er den Helm Euch schleudert vom Haupt.“

Nun zieht Ritter Lez-Breiz das Schwert aus der Scheide, dringt auf den Gegner ein, erschlägt Vorgnez nebst zwölfen seiner Knechte, dreizehn andere fallen unter den Streichen des jungen Schildknappen und die übrigen ergreifen die Flucht.

So weit hat Vater Kéry allein gesungen, nun aber fällt der Chor wieder ein, daß es weit durch die Nacht schallt:

Der hätte kein bretagnisches Herz,
Der nicht gelacht mit Herz und mit Mund,
Als er den rothen Nasen gesehn,
Geröthet von dem Franzosenblut.

Und mitten darauf den Herrn Lez-Breiz.
Wie er sich an dem Anblick ergötzt.

Dies Lied ist gemacht für jedermann,
Daß jeder des Kampfes gedenken mag;

Und jeder Bretagner sänge das Lied
Zu Ehren des wackern Herrn Lez-Breiz.

„Und nun, meine Freunde, ist's genug für heute,“ sagt Vater Kéry, indem er aufsteht und die Nebel in ein Tuch wickelt. Gute Nacht miteinander; ich hoffe, daß wir uns bald wieder einmal treffen.“ Man schüttelt ihm die Hand, wobei ihm allerhand größere und kleinere Münzsorten zugeschoben werden, die letzten Abschiedsgrüße werden ausgetauscht; dann lösen sich die Gruppen und bald ist keine Christenseele mehr auf dem Ager zu sehen — aber Feen und Kobolde kommen in Nebelschleiern über die Haide gezogen und wärmen sich an den verglimmenden Feuern.

November, der „schwarze Monat“ ist gekommen; die Nächte sind lang, die Tage düster. Bald tobt der Sturm und das Meer schlägt brüllend gegen Strand und Klippen, bald wälzen sich Nebel über die Dünen, kriechen langsam über die Haide oder lagern sich am Waldessaum, bis sie aufsteigend sich zu Wolken verdichten und ihren Inhalt in nasskalten Regenschauern ausströmen. Dringt hier und da ein Sonnenstrahl durch die Wolken, so ist doch nur ein matter Schimmer ohne Wärme und Freudigkeit, und wie traurig ist das Land, das er bescheint: Die Felder sind leer; die Obstbäume stehen mit zerzausten Zweigen, ein Bild des Jammers da; von der Glut des Sommers versengt, sieht die Haide einer großen Brandstätte gleich; in den Mantel von Biegenfellen gehüllt, sitzt der Hirt fröstelnd am Feuer, während sich seine Thiere

so dicht als möglich zusammendrängen. „Das Jahr liegt im Sterben“ sagt der Bretagner, und wer es irgend vermag, sucht vor Sonnenuntergang ein schützendes Obdach zu erreichen, denn jeder ist überzeugt, daß in den dunkeln Nächten des Spätherbstes Feen, Kobolde und böse Geister noch mehr als sonst ihr Wesen treiben.

In dieser Zeit, die so recht zum Versinken in trübe Erinnerungen gemacht ist, fällt Allerseelen, das Erinnerungsfest der Todten.

Allerheiligen ist vorhergegangen; die Kirche hat im Schmuck von Kerzen und Guirlanden geprangt; alle Reliquien und Kostbarkeiten sind zur Bewunderung der Gläubigen aufgestellt gewesen; der Priester hat in seinen rothweißen Festgewändern Messe und Vesper gelesen, aber sobald diese vorüber ist, gewinnt das Gotteshaus eine andere Gestalt. Altar und Kanzel werden mit schwarzen Decken bekleidet; Blumen, Fahnen, Reliquienschreine werden entfernt. Das Todtenglöckchen beginnt zu läuten, und die Dorfbewohner strömen dem Kirchhofe zu.

Bald sieht man an jedem Grabe Gruppen von Kindern, verhüllten Frauengestalten und Männern mit entblößtem Haupte knien. Wachskerzchen werden angezündet und zu Häupten der Leichensteine, oder auf den Kreuzen befestigt, die noch mit den Kränzen und Bändern des letzten Todtenfestes geschmückt sind. Neue Blumenpenden, Herzen und Kreuze von Moos und Seide gewunden, Heiligenbilder, Amulette und Reliquien werden auf den Gräbern niedergelegt, darauf werden sie von den Leidtragenden mit Weihwasser besprengt — ältere Frauen gießen auch wol, der Sitte der Voreltern getreu, eine Schale Milch darüber aus — und dann wird gebetet, für die Ruhe derer, die hier gebettet sind, wie für die vieler andern, die in fernen Ländern oder auf offner See ihr Grab gefunden haben, das niemand bekränzt. Zuweilen unterbricht ein Seufzer, ein halbunterdrücktes Schluchzen das sanfte Gemurmel der Betenden und der Wind, der die langgezogenen Klagetöne durch die Ulmen am Kirchhofsthore rauscht und die letzten dürren Blätter von den Zweigen streift, scheint Antwort darauf zu geben. Stimmen, die längst verstummt sind, scheinen in seinem Rauschen wieder zu erwachen; sie erzählen von allen guten und bösen Stunden der Vergangenheit; von treuer Liebe, von Mißverständnissen oder Zwietracht, erwecken hier Sehnsucht, dort Reue, und erinnern auch den Leichtsinnigsten, Lebensfrischesten an das Ende seiner Tage.

Aber die Nacht wird kalt und feucht, und die Kerzen auf den Gräbern verlöschen eine nach der andern. Furchtsam klammern sich die Kinder an die Kapuze der Mutter oder an die Rockschöße des Vaters; es ist so unheimlich im Mondenschein zwischen den Gräbern, wo die weißen Leichensteine flimmern, die Kronen von Nauschgold leise klingen, die hohen Gräser nicken

und winken und eiskalte Tropfen von sich abschütteln. Das Geschrei der Eulen, das Krächzen der Raben, die aus ihrer Ruhe gestört, scharenweis um den Thurm flattern, klingt noch schauerlicher als sonst. Und dann ruckt es in der Uhr, dann rauscht es unter dem Dache der Vorhalle oder huscht wie ein Schatten längs der Friedhofsmauer hin, und die Kerzen auf den Gräbern flackern wie Irlichter, um im nächsten Augenblicke zu verlöschen.

„Nach Haus! nach Haus!“ bitten die Kleinen; der Ausbruch wird allgemein und bald liegen die Gräber wieder in gewohnter Einsamkeit da.

Sobald die Hausfrauen heimgekehrt sind, wird das Abendessen bereitet und zwar reichlicher als sonst, obwol heute niemand rechten Hunger verspürt. Nach dem Essen wird noch ein gemeinschaftliches Gebet gesprochen, dann gehen die Männer und Kinder zu Bett, während sich die Hausfrau beeilt, die letzten Pflichten des Tages zu erfüllen.

Ueber den Tisch breitet sie ein frischgewaschenes Leinentuch mit blauen oder rothen Ranten aus; trägt die Ueberreste der Mahlzeit auf; füllt das Salzfaß und den Eiderkrug; wirft noch einen tüchtigen Kloß ins Feuer, rückt ein paar Schemel davor und geht, wenn alles zum Empfang der Seelen bereit ist, gleichfalls zur Ruhe. Aber schlafen wird sie nicht; mit gefalteten Händen und klopfendem Herzen liegt sie in ihrem großen Bettschranke, dessen Thüren oder Vorhänge zugezogen sind. Sie kann ihre Lieben freilich nicht sehen, denn erst der jüngste Tag wird ihnen den Leib zurückgeben, der jetzt im Schoße der Erde modert. Aber sie weiß, daß sie da sind und fühlt ihre Nähe. Jetzt glaubt sie zu hören, wie sich der Holzriegel der Thüre hebt; dann vernimmt sie ein leises Rücken der Holzschemel, ein leises, leises Flüstern am Kamin . . . Gewiß ist die Großmutter gekommen und hat ihren Lieblingsplatz am Feuer aufgesucht. Ihr gegenüber sitzt wol der Bruder, der vor vielen Jahren zur See ging, um nicht wieder heimzukehren; zwischen beiden steht ein kleiner blonder Junge und streckt die Hände dem Feuer entgegen, wie er es im Leben zu thun pflegte — und die arme Mutter drückt die Hände auf den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, denn sie möchte um alles die Ruhestunde nicht stören, die ihren Lieben in der alten Heimath vergönnt ist.

Während sie so lauschend daliegt, erhebt sich in der Ferne ein klagender Gesang. Es sind die Armen des Kirchspiels, die von Thür zu Thür gehend den „Gesang der Seelen“ anstimmen. Die Sänger nähern sich, immer deutlicher tönt die monotone Weise durch das Rauschen des Windes, und bald kann man die Worte verstehen. Sie singen das alte Lied:

Kommt der Tod und klopft an euer Haus,
Bittert euer Herz in Angst und Graus.

Steht der Tod an eurer Schwelle still,
 Fragt ihr bebend: wen er rufen will.
 Wir auch kommen aus der Todten Land,
 Aber nur zum Segen hergesandt.
 Jesus Christus, unser Herr und Hort,
 Schickt als Mahner uns an diesen Ort.
 Wachtet auf! jezt ist nicht Schlafenszeit.
 Wachtet auf! zu beten seid bereit.
 Ach! wir kommen aus des Feuers Schlund,
 Mitleid, Mitleid fordert unser Mund.
 Seht, was bleibt von aller Erdenpracht,
 Nur fünf Breter in des Grabes Nacht.
 Nur die Rasendecke feucht und schwer,
 Nur ein Häuflein Stroh und sonst nichts mehr.
 Als ich noch auf Erden glücklich war,
 Drängte sich um mich der Freunde Schar,
 Seit ich kostete des Todes Pein,
 Bin ich ach! vergessen und allein.
 Brüder, Eltern, Freunde allzumal,
 D erbarmt euch meiner Angst und Dual!
 Ach! wir kommen aus des Feuers Schlund,
 Mitleid, Mitleid fordert unser Mund.*)

Langsam gehen die Sänger voruber; Wort und Melodie verhallen in der Ferne, aber jeder, der die herzerreißende Klage hört, gelobt, noch mehr als sonst für seine Todten zu beten.

Endlich wird es still im Dorfe; die Armen haben den Rundgang vollendet — für den sie am nächsten Morgen alles erhalten, was die „Seelen“ an Speise und Trank übrig lassen —, die Trauernden haben sich in den Schlaf gemeint, und bis die Glocken zur Frühmette rufen können die Gespenster ungestört ihr Wesen treiben.

Ein bretagnisches Sprichwort sagt: daß in dieser Nacht mehr arme Seelen in der Luft zusammengedrängt sind, als welke Blätter am Boden liegen. Wer zu den „Begabten“ gehört, kann sie sehen, wie sie in weißer, nebelhafter Gestalt um die Gräber tanzen, um die Kränze zu betrachten, die man ihnen geweiht hat; wie sie aus einem Hause ins andere huschen; wie sie durch Felder und Wiesen gehen, ihre Lieblingsplätze aufzusuchen; wie sie in Scharen über die Haide ziehen, den Stätten zu, wo sie im Kampfe gefallen sind, oder wie sie aus dem Meere aufsteigend mit triefendem Haar und trostloser Geberde am Ufer irren, weil niemand für sie gebetet hat.

*) Das Original dieses Liedes „Kanaouen ann Anaon“, das besonders im Bezirk von Cornouaille gesungen wird, ist in de la Villemarques Sammlung Barzas-Breiz enthalten.

Aber nicht allein die Todten, auch aller „Vorspuh“ ist in dieser Nacht lebendig. Während die Bettler ihren Rundgang machen, sehen sie zuweilen eine Kerze vom Himmel fallen, deren Flamme nach unten gekehrt ist und in mattweißem Lichte schimmert. Es ist die „Todtenkerze“, die sich dem Hause zuflücht, wo binnen kurzer Zeit eine Seele vom Körper scheiden soll. Gewöhnlich verlöscht sie, sobald sie das Dach des Hauses, dem die Weissagung gilt, berührt hat; zuweilen sinkt sie aber auch durch den Schornstein hinunter, und mehr als eine treue Krankenwärterin hat das gespenstische Licht über dem Haupte des Kranken schweben und erst auf seinem Kopfkissen verlöschen sehen. Es ist übrigens immer der Vorbote eines sanften Todes, und wenn man bei seinem Anblick nicht versäumt ein Ave Maria zu beten, bleibt es für den, der es sieht, ohne alle Gefahr.

Desto unheilvoller ist die Begegnung des „Todtenwagens“, den man häufig in langen, dunkeln Nächten, besonders aber in der Allerseelennacht durch die Dorfgassen rasseln hört. Es ist ein großer, schwarzbehängener Wagen, der einen schwarzen, mit Todtenköpfen verzierten Sarg trägt. Acht weiße Pferde sind davor gespannt, und acht weiße Hunde geben ihm das Geleit. Wer ihn erblickt, muß unfehlbar im Laufe des Jahres sterben, und wo er anhält wird innerhalb desselben Zeitraums eine Leiche im Hause sein. Darum wirft sich der verspätete Wanderer, der den unheimlichen Wagen heranrasseln hört, mit dem Gesicht zur Erde, die Schläfer, die in den Häusern davon erwachen, ziehen die Decke über den Kopf und alle beten zur Mutter der Gnaden, daß sie ihn rasch vorüberführen möge.

Außer diesen „Verkündigungen“, die in der ganzen Bretagne bekannt sind, hat noch jeder District seine Localgespenster, deren Erscheinen Tod oder Unheil ansagt, und die ebenfalls nicht versäumen, sich in der Allerseelennacht zu zeigen.

Bald ist es — wie in der Gemeinde von Nizon — ein alter Mönch, der klagend umherirrt; bald sind es die „Wäscherinnen“, weiße Frauen, die an Bächen oder Flüssen die Hemden der Todten waschen und dazu in einer schauerlichen Vitanei die Namen derer absingen, die in der nächsten Zeit sterben sollen. Oder das Riesenirrlucht verläßt die Stätte, wo ein Mord begangen wurde, um an dem Orte zu tanzen, wo neues Unheil droht. Oder die „rothen Mönche“ reiten in ihren weißen Mänteln auf Pferdegerrippen durch das Land, um an die Thür der Unglückseligen zu pochen, die den Heiligen die Ehre versagen, die ihnen gebührt — und dazu schreien die Gulen, die Wetterfahnen kreischen, der Wind fährt heulend um die Giebel und durch die Bäume, unheimlich murmelt es im Wasser — und alle diese Stimmen klagten oder warnen, nur schade, daß sie von so wenig Menschen verstanden werden.

Aber die lange, bange Nacht geht zu Ende. Um vier Uhr läuten die Glocken zur Frühmette, ihr gesegneter Klang verscheucht den Spuk und treibt die armen Seelen an den Ort zurück, wo sie für die Irthümer und Sünden ihres Erdenlebens büßen. In allen Häusern wird es lebendig; wer nicht durch Altersschwäche oder Krankheit aus Haus gefesselt ist, eilt in die Kirche, und nachdem hier abermals in Gemeinschaft für die Verstorbenen gebetet ist, ordnet sich die Gemeinde zur Procession um den Kirchhof.

Es ist ein düst'rer Zug, der im Morgengrauen aus der Kirche hervorkommt. Die Männer gehen haarhaupt, von ihren langherabhängenden Haaren wie von einem Schleier umwallt; die Frauen tragen weite, dunkle Kapuzen. Alle halten Rosenkränze in den Händen, einige auch brennende Kerzen, deren Flämmchen vom Winde bewegt unsicher hin und herschwanken. Keine Kirchenfahne breitet ihre glänzenden Falten über den gesenkten Häuptern aus, nur das Crucifix, das mit schwarzen Bändern oder Flören geschmückt ist, wird vor dem Pfarrer hergetragen, der, wie die Chorknaben, ein schwarzweißes Messgewand trägt.

Langsam bewegt sich der Zug um den Kirchhof; der Pfarrer sprengt Weihwasser auf die Gräber und singt eine Litanei, in welche der Chor psalmodirend einfällt. Nach vollendetem Rundgang knien alle zwischen den Gräbern nieder, um den Segen des Pfarrers zu empfangen, und kehren dann nach Haus zurück, getröstet durch den schönen Kinderglauben, daß sie in Gebet und guten Werken in fast unmittelbarer Verbindung mit ihren geliebten Todten zu bleiben vermögen.

Bilder aus Griechenland.

7.

Die Burgen von Argolis. — Mantinea und Tripoliza.

Der nächste Weg von Korinth nach Argos führt über die Hochebene von Kleonä, nach welcher man durch eine etwa anderthalb Meilen lange, tiefe Schlucht allmählig hinaufsteigt. Die Wände der Schlucht bestehen aus graugelbem lockern Sandstein und sind vielfach von Regenrinnen durchfurcht und fast nur mit Gestrüpp bewachsen. Im Grunde unten murmelt zwischen Oleandern, Myrthen und einzelnen wilden Birnbäumen ein kleines Gebirgswasser, welches sich ein tiefes, schroff abstürzendes Bett in das Erdreich gewühlt hat. Etwas